

Ein Besuch beim Genossen Kirow. Die Geschichte der Familie Dmitrewski –

eine Fallstudie von den Anfängen der Slawistik in Freiburg i. Br.
bis zum stalinistischen Terror und zur Aufarbeitung der Erinnerung

Von
HEIKO HAUMANN

Zum Sommersemester 1910 schrieb sich ein junger russischer Student, Michael v. Dmitrewski (Michail Simeonowitsch Dmitrewski), an der Universität Freiburg i. Br. ein.¹ Er stammte aus einer alten russischen Adelsfamilie, seine Vorfahren hatten hohe Ämter am Zarenhof oder in der Staatsverwaltung ausgeübt. Wasili Dmitrewski war Gouverneur von Stawropol während der blutigen Kaukasuskriege gewesen. Sein Sohn, Michail Wasiljewitsch Dmitrewski, wurde als Freund des Dichters Michail Ju. Lermontow (1814–1841) bekannt. Er lernte ihn 1837 in Tiflis kennen, wo er in der Zivilkanzlei des Oberkommandierenden für den Kaukasus diente. 1841 traf er ihn in Pjatigorsk wieder und gehörte dort zum engsten Kreis um den Dichter, trug ihm auch eigene Gedichte vor, die dieser sehr geschätzt haben soll. Im selben Jahr begleitete er ihn zu seinem für ihn tödlichen Duell. Darüber hinaus war er mit einem Kreis verbannter Teilnehmer des Dekabristen-Aufstandes von 1825 – namentlich mit Alexander A. Bestuschew (1797–1837) – eng befreundet.² Der Vater des neuen Freiburger Studenten, Simeon Michailowitsch, hatte die diplomatische Laufbahn eingeschlagen und erhielt den Titel eines Kammerjunkers und Hofrates.

So schien Michail eine glänzende Karriere sicher, als er am 26. April 1887 – nach russischem Kalender am 14. April – in St. Petersburg geboren wurde.³ Zunächst verlief auch alles planmäßig. Nach dem Besuch einer Schweizer Vorbereitungsschule wurde er 1899 in die allgemeinbildende Klasse der Kaiserlichen Schule für Rechtskunde in Petersburg aufgenommen, an der er 1906 die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestand. Er begann ein Jurastudium an der Petersburger Universität. Nachdem er ein Jahr später die für die Fortsetzung dieses Studiums erforderlichen Prüfungen mit „summa cum laude“ bestanden hatte, entschloss er sich, zusätzlich Geschichte und Nationalökonomie zu studieren. „Die politischen Universitätswirren“, wie er in seinem Lebenslauf schrieb, „haben aber die Ausführung meines Planes verhindert.“ Wegen seiner Beteiligung an der revolutionären Studentenbewegung musste er 1907 ins Gefängnis und wurde dann aus Russland ausgewiesen.⁴

Im Wintersemester 1908/09 nahm Michail Dmitrewski in Heidelberg das Studium der Geschichte auf. Er wohnte dort in der Ladenburgerstr. 3 und gab bei seiner Anmeldung an, dass seine Mutter, Hofrätin Alexandra Dmitrewskaja geborene Kasatkin, noch in Russland, in Zarskoje Selo – also immer noch in der Umgebung des

Zaren –, lebe.⁵ Der Vater war bereits verstorben. Kurz darauf muss die Mutter, wohl aus gesundheitlichen Gründen, fortgezogen sein. Sie ging nach Locarno und traf dort ihren Sohn wieder. Dieser hatte sich inzwischen entschieden, sein Studium der Geschichte und Philosophie in Freiburg fortzusetzen. Seine Mutter folgte ihm nach hier. Am 17. Oktober 1910 wurden sie beide mit einer Wohnung in der Zasiusstraße 24, 2. Stock, in das Melderegister eingetragen. Und noch jemand kam ins Haus: Rosa Graf aus Schwarzach. Am 27. September 1884 als Tochter des Landwirts Ferdinand Graf und seiner Ehefrau Maria Anna geboren, hatte sie als Hausdame im Badenweiler Hotel „Bellevue“ gearbeitet und Frau v. Dmitrewski kennen gelernt, als diese dort zur Kur weilte. Sie stimmte zu, mit nach Freiburg zu gehen, um hier den Haushalt zu führen. Dass sie dabei Michail Dmitrewski begegnete, blieb nicht ohne Folgen: Die beiden verliebten sich ineinander.⁶



Abb. 1 Michail und Rosa Dmitrewski mit ihren Kindern Simeon und Alexandra
(Photo aus Familienbesitz)

Bevor an weiteres zu denken war, musste das Studium abgeschlossen werden. Am 31. Juli 1912 bestand Michail Dmitrewski vor der Philosophischen Fakultät der Freiburger Universität seine Doktorprüfung mit dem Prädikat „magna cum laude“. Die 1913 veröffentlichte Dissertation behandelte „Die christliche freiwillige Armut vom Ursprung der Kirche bis zum 12. Jahrhundert“ – eine auch heute noch lesenswerte Arbeit.⁷ Referent war Professor Heinrich Finke (1855–1938), Historiker und später am Ende des Ersten Weltkrieges Rektor der Universität,⁸ als Korreferenten wurden der Jurist Richard Schmidt (1862–1944) und Heinrich Rickert (1863–1936) beigezogen. Der neukantianische Philosophieprofessor Rickert war nicht nur ein Anziehungspunkt reformbewegter Studenten, sondern gerade auch der Russen in Freiburg. Er hatte die Einrichtung einer Lesehalle für die russischen Studenten unterstützt – aus Furcht vor „revolutionären Umtrieben“ wurde sie erst nach mehreren Anläufen genehmigt – und beteiligte sich an der Gründung der legendären philosophischen Zeitschrift „Logos“. Sie erschien ab 1910, vereinigte bedeutende russische und deutsche Philosophen und diente als wichtiges Vermittlungsorgan zwischen der deutschen und russischen Kultur.⁹ Dmitrewski zählte zu jenem Kreis von Russen, die unter den Bedingungen des zaristischen Systems nicht das studieren konnten, was sie wollten, und die nach Deutschland kamen, weil sie von der hiesigen Kultur und dem Universitätsangebot angezogen wurden.

Nach der Promotion wandte sich Michail Dmitrewski „selbständigen Arbeiten auf dem Gebiete der Kultur- und Religionsgeschichte“ zu, wie er es in seinem späteren Lebenslauf formulierte. Offenbar hatte er eine weitere wissenschaftliche Laufbahn im Sinn. Nach seinen Angaben über die behandelten Themen führte er zunächst seine Dissertationsforschungen insofern fort, als er Abhandlungen über die Katharer und die Inquisition verfasste. Seine Fragen nach der „Bedeutung der Familie in der Katharersekte“, nach dem „Volksaufstand gegen die Inquisition in der Languedoc (im 14. Jh.)“ oder nach den „Frauen in der Languedoc in ihrem Kampf gegen die Inquisition“ klingen höchst modern.¹⁰ Vergleichend beschäftigte sich Dmitrewski dann mit den russischen Waldensern und Anabaptisten, mit den Ideen der Brüder des Freien Geistes in Russland, mit den russischen Pilgern und Mönchen des Mittelalters, mit dem Bettel und der Armenpflege in Altrussland sowie mit den „Spuren des abendländischen Einflusses im ältesten Kirchenstatut Russlands“. Die Erfahrungen seines Studiums sind spürbar, wenn er den „Geist des Kapitalismus“ bei den russischen Altgläubigen untersuchte – eine Problemstellung, die heute noch diskutiert wird.¹¹ Ebenfalls kulturwissenschaftlich von hohem Interesse sind die Studien zur Zauberei sowie zu „Trunksucht und Abstinenz“ in Russland. Dmitrewski hegte Ende 1919 „begründete Hoffnungen, dass diese Arbeiten in absehbarer Zeit im Druck erscheinen werden“.¹² Vermutlich kam es jedoch nicht dazu.

Bereits der Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte Michail Dmitrewskis Forschungen beeinträchtigt. Als russischer Staatsbürger wurde er interniert und musste sich dann jede Woche im Polizeirevier melden. Nach Kriegsende ging er für kurze



Abb. 2 Die Großfamilie Graf in Schwarzach ca. 1915. Unten in der Mitte Landwirt Ferdinand Graf und seine Ehefrau Maria Anna, die Eltern der Rosa Dmitrewski (Photo aus Familienbesitz)

Zeit nach Straßburg, kehrte jedoch schon bald nach Freiburg zurück. 1919 starb seine Mutter,¹³ und im selben Jahr, am 12. Juni, heiratete er Rosa Graf. Die Trauung fand in Schwarzach statt, als Zeugen fungierten zwei Verwandte der Braut. Die Religion spielte keine Rolle: Rosa Graf war katholisch, „Michael Dmitrewski“ – auf den Adelstitel scheint er bei dieser Gelegenheit keinen Wert gelegt zu haben – „griechisch-katholisch“.¹⁴ Ganz Schwarzach soll geweint haben, als das Paar das Dorf verließ. Es fand – nach einer kurzen Zwischenstation – eine Wohnung in der Burgrunderstraße 22, 3. Stock. Hier wurde am 23. August 1921 „Simeon v. Dimitrewski“ (sic!) geboren und wenige Tage später katholisch getauft. Am 25. September 1923 folgte die Tochter Alexandra.¹⁵

Inzwischen hatte sich die berufliche Situation der Familie grundlegend geändert. Am 28. November 1919 beantragte Michail v. Dmitrewski beim Akademischen Senat der Freiburger Universität, als Lektor der russischen Sprache und Literatur zugelassen zu werden. Seine Begründung war damals politisch sehr aktuell: „Die Ereignisse des letzten Jahres haben wohl zur Genüge erwiesen, dass Deutschland nur durch ein enges solidarisches Zusammenarbeiten mit Russland wirtschaftlich sich wieder emporarbeiten kann. Dieses Zusammenarbeiten kann aber nur dann erfolgreich sein, wenn es sich auf gründliche Kenntnis des Wirtschaftslebens wie der Geisteskultur des Landes stützt, und dieses setzt seinerseits einigermassen ausreichende Beherrschung der russischen Sprache voraus.“¹⁶ In der Tat gab es damals in Unternehmerkreisen, dann auch in der Reichsregierung Überlegungen, durch – zunächst – wirtschaftliche Kontakte mit Sowjetrußland die nachteiligen Folgen des Kriegsausgangs zu mildern. Es lag nahe, dass sich zwei Staaten, die beide international isoliert waren, annäherten, selbst wenn sich ihre politischen Systeme tiefgreifend unterschieden: Der Vertrag von Rapallo 1922 kündigte sich mit ersten Zeichen an.¹⁷

Der Antrag ging an die Philosophische Fakultät zur Stellungnahme. Dmitrewski sondierte bei verschiedenen Professoren und bat dann am 10. Januar 1920 den Dekan, den Philosophen Edmund Husserl (1859–1938), sein Anliegen weiterzutreiben. Jener tat dies am 2. Februar 1920 mit einer ausführlichen Empfehlung. Nicht nur „die Betrachtung des eigenartigen russischen Sprachlebens, auch die Erforschung des Schrifttums, der allgemeinen und der Kulturgeschichte, des Rechtslebens und der Religion“ würden aus dem Lektorat Nutzen ziehen. Dazu komme der Gewinn für Leben und Beruf. Bereits jetzt gebe es an der neugegründeten Handelshochschulabteilung der Universität „etwa 25 Reflektanten für russische Kurse“. „In dem weiträumigen, an Rohstoffen reichen Russland, wo man trotz vorübergehenden Hasses den Deutschen von jeher achtete, erwarten viele unserer jungen Leute noch am ehesten ein Feld zu lohnender Betätigung ihrer Kräfte.“ Dmitrewski sei nicht nur bestens ausgebildet, sondern auch „ein Kenner des deutschen Wesens und Landes und ein Freund Deutschlands“. Die Fakultät halte ihn deshalb „für höchst geeignet“, das Amt des Lektors zu versehen, und beantragte einen zweistündigen Lehrauftrag für ihn.

Der Senat leitete das Gesuch am 19. März 1920 befürwortend an das zuständige Ministerium weiter. Schon am 30. März des Jahres erklärte dieses, es halte die Einrichtung des Lektorats „für erwünscht“, wollte aber – wie könnte es anders sein – bei der Dotierung der Stelle sparen. Statt einer Vollbeschäftigung als Lektor schlug

es eine Honorierung analog eines Privatdozenten mit Lehrauftrag vor, mit 1000 bis 1500 Mark pro Semester etwa ein Drittel des regulären Lektorengeltes. Da die Fakultät keine Bedenken gegen diese Regelung zu erkennen gab, stimmte Dmitrewski zu. Am 14. Mai 1920 genehmigte ihm das Ministerium einen dreistündigen Lehrauftrag gegen ein Semesterhonorar von 1500 Mark – zunächst nur für das Sommersemester. Da diese Kurse auf Antrag der Fakultät – und auch unterstützt von einer Eingabe von 12 Studenten – dann bis zum Sommersemester 1922 fortgesetzt wurden, kann man davon sprechen, dass mit diesem Lektorat die Slawistik an der Freiburger Universität begann.¹⁸

Allmählich reifte bei Michail Dmitrewski jedoch der Gedanke, wieder nach Russland zurückzukehren, obwohl seine Familie mit der Sprache nicht vertraut war. Vermutlich spielten die Veränderungen im Sowjetstaat seit 1921 bei diesen Überlegungen eine Rolle. Nach dem Scheitern des Experimentes, in einem raschen Anlauf unmittelbar den Sozialismus und Kommunismus anzustreben und die gesellschaftlichen Utopien möglichst bald Wirklichkeit werden zu lassen, entfaltete sich die „Neue Ökonomische Politik“. Sie ging davon aus, dass ein Umweg nötig sei, um die Ziele zu erreichen, und legalisierte in weiten Bereichen privatwirtschaftliche, kapitalistische Elemente. Verbunden war dies mit einer politischen Straffung – andere Parteien neben der kommunistischen wurden ausgeschaltet, und innerhalb der KP herrschte nun das „Fraktionsverbot“ –, aber auch mit einer gewissen Liberalisierung im täglichen Leben. Unter den russischen Emigranten registrierte man diesen Wandel sehr aufmerksam. Schon 1921 erschien in Prag ein Sammelband mit dem Titel „Smena vech“ – „Wechsel der Wegzeichen“. Er bezog sich auf die „Wegzeichen“ von 1909, eine Schrift, in der die Autoren die revolutionär gesonnene Intelligenzija aufgefordert hatten, ihre Haltung zu ändern und im Staat, nicht gegen ihn, an Reformen zu arbeiten. Jetzt also sollte erneut die grundsätzliche Einstellung – diesmal der emigrierten Intelligenzija – überprüft werden: Es müsse darum gehen, die Oktoberrevolution zu akzeptieren, sich an die Seite des neuen Staates zu stellen und die spezifisch „russischen“ Elemente zu unterstützen, damit das Land wirtschaftlich und politisch wieder zu einer Großmacht werde. Zahlreiche Emigranten kehrten nach Russland zurück und stellten ihre Fähigkeiten der Sowjetregierung zur Verfügung. Von den Kommunisten wurden sie als „poputschiki“ – „Weggefährten“ – bezeichnet.¹⁹

Michail Dmitrewski kam bei seinen Plänen zugute, dass er mit der Freiburger Holzfirma Himmelsbach – dem damals bedeutendsten einschlägigen Großunternehmen Deutschlands – in Kontakt gekommen war. Diese stand mit sowjetischen Behörden in Verbindung. Unterstützt wurde sie dabei von Joseph Wirth (1879–1956), unter dessen Beteiligung als Reichskanzler 1922 der Vertrag von Rapallo mit Sowjetrussland geschlossen worden war, der den Weg zu verbesserten Wirtschaftsbeziehungen geebnet hatte. In diesem Rahmen erfolgte die Gründung der „Mologa AG“, die von 1923 bis 1927 eine Konzession besaß, in der Sowjetunion auf einem Gebiet von rund einer Million Hektar in der Nähe Petrograds Holz zu gewinnen. Himmelsbach gehörte dieser Unternehmensgruppe an.²⁰ Die Firma stellte Michail Dmitrewski – so erinnert sich heute sein Sohn – 1924 ein und entsandte ihn schließlich nach Leningrad. Am 27. Oktober 1925 meldete sich die Familie in Freiburg ab.²¹

Der Vater arbeitete zunächst in der Leningrader Filiale von Himmelsbach.²² Als die Firma sich ökonomisch nicht mehr halten konnte, wurde er arbeitslos, erhielt aber dann eine Beschäftigung, die wenigstens einen lockeren Bezug zu seiner Ausbildung hatte: Er wurde Bibliothekar in der Akademie der Wissenschaften und stieg bis in die dreißiger Jahre zum stellvertretenden Leiter der Abteilung für internationale Buchbestellungen auf. Simeon Dmitrewski – dessen Bericht wir jetzt folgen – besuchte bis zur 9. Klasse, also bis 1937, die Leningrader deutsche Schule, die früher als „Petersschule“ – 1710 als Schule der lutherischen St. Petri-Kirche am Newski Prospekt gegründet – gut bekannt gewesen war.²³ Alle Fächer wurden in Deutsch unterrichtet, Russisch war die erste Fremdsprache. Mit Simeon zusammen lernten die Kinder von politischen Emigranten aus Deutschland oder von Deutschen, die in Leningrad arbeiteten, aber auch von Russen, die in alter Bildungstradition ihrem Nachwuchs die deutsche Kultur vermitteln lassen wollten.

Während er sich an seine Kindheit in Baden nur noch schwach erinnert – wie er das Ochsengespann seines Opas in Schwarzach führen durfte und Äpfel erntete oder wie seine Eltern zu Hause gemeinsam sangen –, sind ihm aus der Zeit der Neuen Ökonomischen Politik vor allem die vollen Geschäfte im Gedächtnis. Das änderte sich rasch gegen Ende der zwanziger Jahre. Mit dem radikalen Kurswechsel der Führungsgruppe um Stalin 1929 zugunsten einer beschleunigten Industrialisierung und durchgängigen Kollektivierung kam es zu einer dramatischen Verschlechterung der Lebensbedingungen.²⁴ Die neuen Kollektivwirtschaften hatten das geerntete Getreide ohne Rücksicht darauf, dass Saatgutreserven und Lebensmittelvorräte für den Eigenverbrauch angelegt werden mussten, abzuliefern; dabei wurde oft gewaltsam nachgeholfen. Das konnte nicht gut gehen: 1932 erschütterte eine katastrophale



Abb. 3 Das Ochsengespann von Simeon Dmitrewskis Großvater Graf in Schwarzach
(Photo aus Familienbesitz)

Hungersnot das Land, die Millionen Menschen das Leben kostete.²⁵ Der Schwerpunkt der Hungersnot lag in der Ukraine, im Schwarzerdegürtel, dem fruchtbarsten Gebiet des Landes.²⁶ Simeon Dmitrewski erinnert sich noch daran, wie aus dem Raum nördlich des Schwarzen Meeres zahllose Flüchtlinge auch zu ihnen in die Großstadt zogen, um dort eine Überlebenschance zu suchen.

Mitte der dreißiger Jahre wurden die Lebensbedingungen allmählich wieder normal, ja es waren im wirtschaftlichen Bereich sogar langsam Aufwärtstendenzen festzustellen. Die Eltern mussten zwar hart arbeiten, sagt Simeon Dmitrewski, „aber für alles, was wir – meine Schwester und ich – brauchten, war's genug“. Das tägliche Leben verlief – im Rückblick – aus der Sicht des Jugendlichen problemlos. Die Dmitrewskis lebten in Leningrad auf der Wassili-Insel, umströmt von Großer und Kleiner Newa, gegenüber dem Stadtzentrum mit Winterpalais und Admiralität auf der einen Seite und der Peter-und-Pauls-Festung auf der anderen. Hier liegen auch die Gebäude der Akademie der Wissenschaften samt ihrer Bibliothek, wo sich damals der Arbeitsplatz des Vaters befand. Die Familie wohnte „in der zweiten Linie“ – so hießen die Straßen dort – an der Ecke zum Bolschoi Prospekt, und hier hatte sich ein regelrechtes Quartiermilieu herausgebildet. Simeon gehörte einer Gruppe von Jugendlichen an, die zumeist aus demselben Haus stammten. Hinter dem Haus verlief eine Gasse, und auf der gegenüberliegenden Seite wohnten die „Erzfeinde“, „mit denen wir also immer Fehde hatten“. Und natürlich war Simeon in der Schule Mitglied der „Pioniere“ geworden, der Jugendorganisation, die vom Kommunistischen Jugendverband, dem „Komsomol“, betreut wurde; diesem konnte man mit 14 Jahren beitreten. „Ich trug auch mit Stolz das rote Halstuch.“ Im Sommer fuhr die Gruppe ins Pionierlager, im Winter gab es interessante Exkursionen, Besuche von Museen und Theatern. Daneben konnte man sich je nach Interessensgebiet an verschiedenen Zirkeln beteiligen. Simeon sammelte Briefmarken, zumal er sich leidenschaftlich gern über andere Länder informierte und Geographie sein Lieblingsfach war. Die Erinnerung an die „heroische Periode“²⁷ der Sowjetgeschichte – die Zeit des Bürgerkrieges – fand durchaus bei den Jugendlichen Anklang. Sie begeisterte sich für den kämpferischen Einsatz der damaligen Generation und wollte ihn auch erleben:²⁸ Simeon weiß noch, wie er mit seiner Klasse den 1933/34 gedrehten Film über Tschapajew und die heldenhaften Taten der Roten Armee im Kino sah.²⁹ Sie hatten Schleudern dabei, und als die „Weißen“, die gegenrevolutionären Truppen, Tschapajew angriffen, schossen die Kinder damit auf die Leinwand, um beim Kampf gegen die Feinde zu helfen. Hier wurden die Wurzeln für einen Sowjetpatriotismus gelegt, der in den folgenden Jahren immer stärker seines revolutionären Inhalts entkleidet werden sollte.³⁰

An den Feiertagen zur Erinnerung an die Oktoberrevolution, zum 1. Mai, zum Internationalen Frauentag – mit dem zugleich dem Beginn der Februarrevolution gedacht wurde – gab es besondere Veranstaltungen in der Schule, in denen Vertreter der Kommunistischen Partei oder des Jugendverbandes über den Anlass berichteten. „Das haben sie uns alles erzählt, und wie wir jetzt gut feiern können. Das ist jetzt also unser gutes Recht, das haben wir erkämpft, jetzt arbeiten wir, dass wir besser leben können. Und wir waren alle mit Herz und Verstand dabei.“ Zu Hause wurden allerdings auch noch die katholischen Feiertage begangen: Die Mutter blieb ihrem

Glauben treu. Jeden Sonntag ging sie auch mit den Kindern in die katholische St. Katharinen-Kirche am Newski Prospekt. Diese war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet worden. In ihr wurden der letzte polnische König, Stanislaw August Poniatowski (1732–1798), und der französische General Jean Victor Moreau (1763–1813) bestattet, der auf der Seite Russlands gegen Napoleon gekämpft hatte. Die Kirche bestand bis Ende der dreißiger Jahre. Dann wurde sie geschlossen.³¹ Dies musste die Mutter nicht mehr erleben: Sie war 1931 an einer Blutvergiftung gestorben.

Die große Politik ging an den Kindern und Jugendlichen nicht spurlos vorüber. In Gesellschaftskunde wurde vom „faulenden Kapitalismus“ und vom aufblühenden Sozialismus gesprochen. Von den Erfolgen des 1. Fünfjahresplanes – von denen wir heute wissen, dass sie in ökonomischer Hinsicht viel zu verlustreich waren, von der menschlichen Seite ganz zu schweigen³² – war viel die Rede. Die Schülerinnen und Schüler empfanden Stolz darüber, dass die Pläne übererfüllt wurden. In Betrieben konnten sie mit Arbeitern und Ingenieuren diskutieren; manche sprachen sogar ein wenig Deutsch. Im Musikunterricht spielten die Lehrer hin und wieder westliche Tänze vor, die dazu bestimmt seien, das Klassenbewusstsein der Arbeiter in den kapitalistischen Staaten einschlummern zu lassen. Als Gegengewicht mussten die Schüler deutsche revolutionäre Arbeiterlieder lernen und während der häufigen Demonstrationen singen. Simeon beherrscht heute noch die Texte.

Ein besonderer Auftritt fand 1933 statt. Im Marien-Theater, dem späteren Kirow-Theater für Oper und Ballett, wurde Georgi M. Dimitrow (1882–1949) empfangen, der bulgarische Kommunist, der soeben in Deutschland in sensationeller Weise von der Anklage, die Brandstiftung des Reichstages mitorganisiert zu haben, freigesprochen und dessen Verteidigungsrede begeistert aufgenommen worden war; später sollte er dann Generalsekretär der Kommunistischen Internationale werden. Bei dieser Gelegenheit behandelten die Lehrer verstärkt die „Machtergreifung“ der deutschen Faschisten im Unterricht. Zur Festsitzung im Theater durften diejenigen Pioniere, die gut gelernt hatten, in zwei Kolonnen „mit der Fahne vorne“ einmarschieren und Dimitrow sowie den Mitgliedern des Sitzungspräsidiums Blumen überreichen. „Ich hatte nicht die Ehre, dem Genossen Dimitrow die Blumen zu überreichen, aber ich kam auch ins Präsidium und gab sie bei jemandem ab, bei wem, weiß ich nicht. Wir durften auch ein paar Minuten im Präsidium sitzen, sahen uns den großen Saal an, und ich war stolz, dass ich ausgelesen wurde aus vielen. Ja, ich war stolz!“ – ein Gefühl, das uns für diese Zeit immer wieder begegnet.³³

Um zur deutschen Schule zu gelangen, überquerten Simeon und seine Schwester die Newa und gingen an einer Kirche und an einer Kaserne vorbei. Die Kirche war alt und sollte abgerissen werden. Die Gläubigen nahmen dies nicht einfach hin, sondern protestierten. Simeon erlebte eine solche Protestaktion mit, zu der auch „Genosse Kirow“ erschien. Sergei M. Kirow (1886–1934) war einer der großen Hoffnungsträger der Kommunistischen Partei. Seit 1926 leitete er die Leningrader Parteiorganisation und hatte dabei als Anhänger des Stalinschen Kurses den in Opposition geratenen Grigori Je. Sinowjew (1883–1936) abgelöst. Er war also, bei den damaligen Machtverhältnissen, der wichtigste Mann in der Stadt. Zugleich richteten sich aber auch im gesamtstaatlichen Rahmen immer mehr Blicke auf ihn. 1930 war er in

das wichtigste Entscheidungsgremium der Partei, das Politbüro, aufgestiegen. Obwohl er nie einen Zweifel daran ließ, dass er hinter der Politik Stalins stand, deuteten viele heimliche Kritiker der überstürzten, mit viel Leid verbundenen Maßnahmen und des immer neuen „Voranpeitschens“ der Massen einige Redewendungen Kirows derart, als befürworte er eine gemäßigte, langsamere Gangart und eine liberalere Haltung. Auf dem „Parteitag der Sieger“ Anfang 1934, der das Ende des Umbruchs proklamierte und eine verheißungsvolle Zukunft ankündigte, wurde der populäre und allseits beliebte Kirow begeistert gefeiert. Bei den Wahlen erhielt er ein ausgezeichnetes Ergebnis, und in internen Gesprächen wurde er als möglicher Nachfolger Stalins an der Parteispitze gehandelt, jedenfalls aber als einer, der eine weitere Verhärtung verhindern und die gewaltsamen Züge in der Stalinschen Politik zurückdrängen werde. Stalin soll dies sehr aufmerksam registriert haben.³⁴

Kirow also hatte keine Probleme, mit den protestierenden Gläubigen zu reden. Simeon sah zu, wie er ihnen zu erklären versuchte, warum die Kirche abgerissen werden musste. Einer der Schulkameraden wohnte im selben Haus wie Kirow. Einmal nahm er Simeon mit und zeigte ihm die Etage. „Wir guckten aus den Fenstern im Treppenhaus in seine Wohnung, es war so schräg gegenüber. Auf einmal nimmt uns da jemand beim Kragen und fragt: Ja, was wollt ihr denn eigentlich bei dem Genossen Kirow sehen? Wir drehten uns um: Es war der Genosse Kirow selbst! Ja, kommt mal rein, wenn ihr etwas sehen wollt, dann guckt euch das eben an wie anständige Leute. Wir kamen rein. Er sagte zu seiner Frau: Gib ihnen doch auch etwas zu essen (er kam nach Hause zum Mittagessen). Wir saßen und konnten vor Erregung kaum etwas herunterschlucken. Aber die Suppe hat uns geschmeckt. Und zuerst mussten wir uns die Hände waschen, unbedingt, und dann gingen wir. Die Hauptspeise hat er dann allein gegessen.“ Die Wohnung war „sehr schlicht. Ich kann mich erinnern: Ich kam nach Hause und erzählte und sagte, also wisst ihr: Er wohnt ebenso wie wir. Und bei uns war alles sehr einfach in der Wohnung.“

Dies machte Kirows Beliebtheit aus: Dass er, soweit man das beobachten konnte, wie die „normalen“ Menschen lebte, sich nicht von der Bevölkerung abschloss, spontan auf andere zuzuging und ungezwungen mit ihnen umging. Auch Frau Nadja Dmitrewskaja hat ihn einmal erlebt. Es war während einer Pioniersammlung im Kulturpalast des Leningrader Sowjets. Alle Pioniere erhielten ein Stück Kuchen. Ihrem Vetter war das zu wenig, er ging noch einmal zum Buffet und schaute sehnsüchtig auf den Kuchen. Das sah Kirow, trat zu ihm und fragte: „Also willst du noch ein Stück? Ja, da bekam er noch ein Stück.“

Am 1. Dezember 1934 wurde Kirow ermordet. Als die Kinder morgens in der Schule eintrafen, hingen Trauerfahnen heraus. Niemand wusste, was los war. Mitten in der ersten Stunde läutete dann die Glocke Alarm. Alle versammelten sich im großen Schulsaal, und hier erfuhren sie, dass Kirow erschossen worden war. Simeon ging auch, ebenso wie seine spätere Frau, in das Smolny-Institut – eine ehemalige Lehranstalt für adlige Mädchen, 1917 während des Oktoberumsturzes Hauptquartier der Bolschewiki, dann Sitz der ersten Sowjetregierung, anschließend der Leningrader Parteiorganisation –, wo der Sarg aufgebahrt war. „Schrecklich kalt war es. Alle haben geweint.“ Von Kirow blieb nur Gutes im Gedächtnis.

Aufmerksam verfolgten Simeon und seine Mitschüler den nun folgenden Prozess

gegen den Attentäter. Sie fassten auf, dass hinter dem Mörder eine große feindliche Organisation stehe, „die die Sowjetmacht zerrütten, vernichten, abschaffen“ wolle. An der Spitze stehe Lew N. Trotzki (1879–1940), der 1917 die Aufstandsorganisation geleitet hatte, von Lenin als sein geeignetster Nachfolger angesehen worden, aber im Machtkampf Stalin unterlegen war. 1929 hatte er die Sowjetunion verlassen müssen; jetzt lebte er in Mexiko. Als Kind hatte Simeon von den Auseinandersetzungen in den zwanziger Jahren nicht viel verstanden. Nur eines wusste er: „Trotzkist“ war ein übles Schimpfwort. „Wenn man etwas Unangenehmes sagen wollte, dann sagte man: Ah, du Trotzkist.“

Nun also galt Trotzki als Hauptfeind der Sowjetmacht, der sich zum Handlanger der kapitalistischen und imperialistischen Mächte gemacht habe und auch vor Mord nicht mehr zurückschrecke. Schon damals gingen Gerüchte um, Stalin selbst habe mit Hilfe der Geheimpolizei den Mord an Kirow inszeniert, zumindest vorher davon gewusst. Die genauen Umstände sind bis heute nicht endgültig aufgeklärt. Sicher ist, dass die Geheimpolizei in die Angelegenheit verwickelt war. Möglicherweise spielten auch private Umstände Kirows eine Rolle. Wie auch immer: auf jeden Fall nutzte Stalin den Mord zielbewusst für seine Zwecke aus, seine unumschränkte Macht zu festigen sowie seine tatsächlichen und potentiellen Gegner zu beseitigen.³⁵ Mit der Ermordung Kirows wurde die unvorstellbare Terrorwelle eingeleitet, die die Sowjetunion überschwemmen sollte. Nicht nur zahlreiche Altbolschewiki, Funktionäre in gesellschaftlichen Organisationen, im Militär, in Betrieben und Institutionen, „bürgerliche Spezialisten“, Angehörige bestimmter Nationalitäten oder Emigranten waren betroffen, sondern fast in jeder Familie hielten die Verhaftungen Einzug. Millionen Menschen wurden, meist aufgrund willkürlicher Verdächtigungen oder Denunziationen, eingesperrt, gefoltert, deportiert oder erschossen. Ausgangspunkt dieser Verbrechen war wohl das Streben nach Machtsicherung und -ausweitung, nach Ausschaltung aller nur möglichen Kritiker, überhaupt nach Disziplinierung der Bevölkerung, nach einer Legitimierung der Politik, indem man Sündenböcke für Fehler an den Pranger stellte. Die freiwerdenden Stellen und Positionen sollten mit absolut loyalen und gehorsamen Menschen besetzt werden. Aber in der Konkurrenz der Apparate, wer am wachsamsten „Schädlinge“ und „Verschwörer“ entlarvte, und in den Möglichkeiten, die sich durch Denunziationen für den eigenen Vorteil eröffneten, gewann der Terror eine Eigendynamik, die keiner rationalen Strategie mehr folgte.

Davon konnte Simeon nichts ahnen – auch nicht, dass der Terror seine Familie in Mitleidenschaft ziehen würde. Die damalige Atmosphäre ist Simeon Dmitrewski noch sehr bewusst. 1937 war er als Sechzehnjähriger in der achten Klasse. „Jeden Tag hörten wir: Aha, der weint, also ist der Vater nicht mehr nach Hause gekommen. (...) Wenn jemand auf einmal fehlte, dann dachten wir zuallererst nicht, dass er krank geworden ist, sondern dass er wegmusste. Das war schrecklich. Und in den Häusern – also unser großes Haus (...) –, wir waren Kinder, und plötzlich waren die weg. (...) Alles das bedrückte, und das hing so über der ganzen Stadt, über uns, und drückte die Gemüter sehr.“

Und dann, am 17. Oktober 1937, mitten in der Nacht, klingelte es „so aufdringlich, ununterbrochen“ an ihrer Wohnungstür. Vater öffnete, drei Männer standen da. Einer blieb an der Tür, die beiden anderen zeigten einen Durchsuchungsbefehl und

fingen an, überall herumzustöbern. Selbst ein Buch Simeons aus der Schulbibliothek nahmen sie mit. Auch Wertgegenstände wurden vermutlich beschlagnahmt: Die Eltern besaßen noch einiges aus Deutschland und konnten auf diese Weise hin und wieder im Valuta-Laden, im „Torgsin“,³⁶ einkaufen. Schließlich verschwanden die Männer wieder – aber Vater musste mitgehen. „Und Vater sagte, seid ruhig, bleibt ruhig, ich habe nichts verbochen, ich bin absolut unschuldig (...). Ich habe ehrlich gearbeitet, ich komme bald zurück. Und er kam nicht mehr zurück.“

Selbstverständlich glaubte auch Simeon, dass die Verhaftung seines Vaters auf einem Missverständnis oder auf Übereifer beruhe und ein Fehler sei. In dieser Meinung wurde er bestärkt, als die verantwortlichen Volkskommissare für innere Angelegenheiten, denen auch die Geheimpolizei unterstand, nacheinander selbst verhaftet, verurteilt und hingerichtet wurden: zuerst Genrich G. Jagoda (1891–1938), dann Nikolai I. Jeschow (1895–1939). So entstand nicht nur bei Simeon, sondern bei zahlreichen betroffenen Menschen in der Sowjetunion das Bild, Stalin sei gut, wisse nur nicht alles, versuche aber, die Verantwortlichen für Fehler und Verbrechen zu bestrafen. Das volle Ausmaß des Terrors konnte auf diese Weise verschleiert und wohl auch verdrängt werden. Erst nach Stalins Tod 1953 kamen nach und nach Einzelheiten ans Tageslicht, wenngleich eine gründliche Aufarbeitung dieser Zeit noch lange auf sich warten lassen sollte. Besonders erschütterte Simeon Dmitrewski, dass selbst die Frauen des zeitweiligen Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare – also des Ministerpräsidenten – und Außenministers Wjatscheslaw M. Molotow (1890–1986) sowie des Staatsoberhauptes Michail I. Kalinin (1875–1946) Opfer des Terrors geworden waren, ohne dass sich ihre Männer dagegen gewehrt hatten. Er selbst hatte während des Krieges erlebt, wie viele Divisionen anfangs von Leutnanten befehligt wurden. Erst heute wurde ihm klar, dass der Terror, der vor der Armee nicht Halt machte, dafür verantwortlich gewesen war. 1943 war ein Regimentskommandeur zu ihnen an die Front gekommen, den Marschall Konstantin K. Rokossovski (1896–1968) aus dem Lager geholt hatte, in dem er wie viele andere hohe Offiziere saß – vorher war er Lehrer an der Generalstabsakademie der Roten Armee gewesen.³⁷ Solche Einzelheiten wusste man natürlich, aber man kannte nicht das Ausmaß und glaubte an partielle Missverständnisse oder eben Fehler der Geheimpolizei, die von Stalin korrigiert werden würden.

Trotz der Absetzung Jagodas und Jeschows kam der Vater nicht frei, hier schien also die „Wahrheit“ immer noch nicht zu Stalin gedrungen zu sein. 1941 wurde Simeon mitgeteilt, sein Vater sei an einer Halsoperation gestorben. Was wirklich geschehen war, konnte er erst infolge der von Gorbatschow eingeleiteten Perestrojka rekonstruieren. Er begann nachzuforschen und wandte sich auch an den KGB, das „Komitee für Staatssicherheit“, wie die Geheimpolizei jetzt hieß. Nach langer Zeit und wiederholten Nachfragen erhielt er am 30. Januar 1992 von der KGB-Verwaltung für den Leningrader Bezirk unter dem Zeichen N 10/40-M-71301 folgendes Schreiben: „Werter Simeon Michailowitsch. Auf Ihr Gesuch mit der Bitte, Sie über das Schicksal Ihres Vaters zu informieren, der schuldlos im Jahre 1937 repressiert wurde, teilen wir mit: Dmitrewski M. S. wurde am 17.10.1937 aufgrund einer falschen Anzeige, er habe Spionage und Diversionsarbeit zugunsten eines ausländischen Staates betrieben – also entsprechend § 58 Punkt 6 und 11 des Strafrechtes der

Russischen Sowjetischen Föderativen Sozialistischen Republik –, verhaftet. Auf Beschluß der Kommission des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten und des Staatsanwaltes der UdSSR erhielt er das Todesurteil. Am 24.11.1937 wurde er in Leningrad erschossen. Laut Schlußfolgerung des Militärstaatsanwaltes des Leningrader Wehrkreises vom 31. 8. 1989 wurde der Beschluß der Kommission des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten und des Staatsanwaltes der UdSSR vom 27. 11. 1937 aufgehoben. M. S. Dmitrewski ist posthum rehabilitiert. Nehmen Sie unser aufrichtiges Beileid entgegen zu dem Kummer, der Ihre Familie in der tragischen Periode der Geschichte unseres Landes traf. Hochachtungsvoll. (Der Leiter der Einheit).“³⁸

Aus diesem Dokument geht nicht nur hervor, dass man die Angehörigen damals erst viel später und mit unwahren Angaben über den Tod Michail Dmitrewskis informierte und dass man ihn nach einem äußerst kurzen Verfahren erschoss, sondern auch, dass er hingerichtet wurde, bevor offiziell das Urteil erging. Und noch mehr konnte sein Sohn erfahren: Überraschenderweise stellte ihm der KGB auch die Unterlagen über das Verfahren zur Verfügung – einen sehr dünnen Ordner. Am 16. Oktober 1937 erging der Befehl N 4721 zur Verhaftung des Vaters. Beschlagnahmt wurden sein Pass, seine private Korrespondenz und sieben Bücher. Der Bevollmächtigte der 6. Abteilung der 5. Sektion im Volkskommissariat für innere Angelegenheiten, Jemeljanow, führte noch am 17. Oktober das erste Verhör durch. Dmitrewski gab seine Personalien und diejenigen seiner verstorbenen deutschen Frau an. Auf die Frage nach einer Vorstrafe antwortete er: „Verhaftet 1907 für revolutionäre Propaganda unter den Studenten der Rechtsschule und nach Deutschland ausgewiesen.“ Eine weitere Frage betraf Verwandte und Bekannte, mit denen er in Deutschland Verbindung gehabt habe. Er nannte neben Verwandten den Freiburger Professor Heinrich Finke, den Buchhalter der Firma Himmelsbach, Karl Binz (1883–?) und den Freiburger Hans Specht (1891–?),³⁹ dazu den Professor Nikolai A. Morosow vom Holz-Institut. Damit war das Verhör beendet. Zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen wurde er offenbar nicht befragt.

Zehn Tage später sah dies anders aus. Das Verhörprotokoll vom 27. Oktober 1937 lautet:

„Untersuchungsrichter: Sie sind wegen Spionagetätigkeit verhaftet. Was können Sie dazu aussagen?

Dmitrewski: Ja, ich beschäftigte mich mit Spionagetätigkeit zugunsten Deutschlands.

U.: Wann und durch wen wurden Sie angeworben?

D.: Ich wurde Ende 1925 vom deutschen Konsul in Leningrad, Fritz Kessler, angeworben.

U.: Unter welchen Umständen wurden Sie angeworben?

D.: Ende 1925 bekam ich von dem mir bekannten Kanau eine Einladung ins Konsulat. Kessler machte mir den Vorschlag, denn er kannte meine feindliche Einstellung gegenüber der Sowjetmacht.

U.: Welche Angaben teilten Sie Kanau mit?

D.: Von 1925 bis zum Tag der Verhaftung übergab ich Kanau Angaben über die Dislozierung und Versetzungen von Einheiten der Roten Armee in Leningrad, Peterhof,

Puschkino, Sluzk, Strelna. Ich übermittelte auch Angaben über die Produktion der Firma N 4 (Geschosse, Sprengkörper für Geschosse und Bomben).“

Die Unterschrift Michail Dmitrewskis unter dieses „laut meinen Angaben verfaßte Protokoll“ ist kaum zu erkennen, während sie am 17. Oktober noch gut lesbar war. Unsere Phantasie reicht nicht aus, um sich vorzustellen, was in der Zwischenzeit mit Dmitrewski geschehen war.

Nun ging alles seinen Lauf. Am 28. Oktober teilte man dem Beschuldigten, der sich bis dahin im Leningrader Untersuchungsgefängnis des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten aufhielt, den bereits am 15. Oktober (!) von Jemeljanow gefassten Beschluss mit: „Dmitrewski M. S. ist überführt, sich als Agent eines ausländischen Staates mit Spionage- und Diversionstätigkeit beschäftigt zu haben.“ Am 5. November wurde er noch einmal verhört. Die einzige Frage lautete: „Wurden Sie für Ihre Spionagetätigkeit entlohnt?“ Dmitrewski antwortete: „Ja, in den Jahren von 1925 bis 1937 erhielt ich insgesamt 115 000 Rubel.“ Wieder ist die Unterschrift fast nicht zu erkennen. Anschließend – die Angabe des Tages fehlt im Dokument – „bestätigte“ der Major der Staatssicherheit Schapiro die Anklage entsprechend der „Geständnisse“. „Der Angeklagte hat seine Schuld völlig zugegeben. Die Sache wurde als abgeschlossen angesehen und gemäß dem Befehl des Volkskommissars für innere Angelegenheiten der UdSSR Jeschow vom 11.8.1937 N 00485 ins Volkskommissariat geschickt, um sie entsprechend der I. Kategorie zu betrachten.“ Was die I. Kategorie bedeutete, lässt sich leicht erraten. Ein bemerkenswerter Zusatz findet sich noch: „Beweisstücke zur Sache sind nicht vorhanden.“

Oberleutnant Polikarpow fertigte – wie alle Dokumente ist auch dieses als „vollkommen geheim“ qualifiziert – am 24. November 1937 das abschließende Protokoll aus: „Am 24. 11. 1937 habe ich laut Anordnung vom 21. 11. 1937 V 192878 des Kommissars 1. Ranges Zakowski und der Anordnung des Kommissariats für innere Angelegenheiten vom 21. 11. 1937 V 413583 das Urteil bezüglich Dmitrewski M. S. vollstreckt.“ Ein letztes Schreiben enthält die Akte. Am 11. Oktober 1962 erteilt unter dem Zeichen „Protokoll N 48/a“ der Inspektor der Verwaltung der Staatssicherheit für das Leningrader Gebiet beim Ministerrat der UdSSR die Auskunft: „Dmitrewski Michail Simeonowitsch ist am 27. November 1937 von der Kommission des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten und dem Staatsanwalt der UdSSR zum Tode verurteilt worden.“ Hier wird somit bestätigt, dass dem Urteil erst nachträglich der Schein des Rechts gegeben wurde und man sich nicht einmal die Mühe machte, das entsprechende Schriftstück vorzudatieren. Dass 1962 eine derartige, vermutlich interne Auskunft zustande kam, hängt wahrscheinlich mit den auf dem 22. Parteitag von 1961 noch einmal in Gang gekommenen Entstalinisierungsbemühungen Chruschtschows zusammen. Die Verbrechen der Stalin-Zeit sollten im Einzelnen untersucht werden. Nach einigen spektakulären Ereignissen – wie der Entfernung der Leiche Stalins aus dem Lenin-Mausoleum – blieb die Erforschung der Vergangenheit allerdings bald stecken.⁴⁰

In den dünnen Worten der Protokolle schimmern das Elend und das Leid durch, das Michail Dmitrewski wie so viele Menschen damals erdulden musste. Zugleich wird ein wenig von der unerbittlichen Maschinerie des Terrors deutlich, bei der das Urteil bereits vor der Verhaftung feststand und es nur noch einiger „Formalitäten“ –

wie des erzwungenen Geständnisses – bedurfte, um es vollstrecken zu können. Die Menschen, die diese Maschinerie bedienten, waren manchmal davon überzeugt, der Terror sei notwendig, damit der Sozialismus in der Sowjetunion siegen könne. Bei den meisten hingegen handelte es sich um Opportunisten und Karrieristen oder auch solche, die nicht den Mut aufbrachten, sich diesem System zu verweigern. Wie geriet Michail Dmitrewski in die Räder der Maschinerie? Sein langer Aufenthalt in Deutschland, seine Tätigkeit in einer deutschen Firma in Sowjetrußland, seine „verspätete“ Rückkehr nach Rußland machten ihn in der damaligen überheizten Atmosphäre, als für jeden Fehler, jedes Missgeschick, jeden Rückschlag ein „Saboteur“ oder ein „Schädling“ gesucht wurde, um von der Verantwortung der Partei- und Staatsführung abzulenken, gewiss von vornherein verdächtig. Als dann ein verhafteter Bekannter – auch das hat Simeon Dmitrewski rekonstruieren können –, um sich, vermutlich vergeblich, selbst zu retten, den Namen des Vaters angab, setzte er die Räder in Gang – eine Aufklärung war gar nicht mehr angestrebt, der Terror hatte sich längst verselbständigt.⁴¹

Noch etwas Merkwürdiges spielte sich in diesem Zusammenhang ab. In der ersten Hälfte des Jahres 1937 erhielten die Verwandten in Schwarzach einen Brief aus Rußland, der es verdient, zitiert zu werden. Sascha – Simeons Schwester – schreibt: „Lieber Onkel Albert! / Schon lange haben wir von euch keine Nachricht erhalten. Es ist doch nicht möglich daß wir noch weiter von einander nichts zu wissen bekommen. Seit Ihr uns lieber Onkel doch der aller nächste Verwandte. Hier haben alle Kinder Tanten und Onkel die einen besuchen, aber wir haben keinen und Ihr seit so weit das wir uns nicht sehen können. Wir wollen daher doch Euch wieder schreiben und bitten Euch von ganzen Herzen uns auch mitzuteilen wie es unseren allen Lieben in Schwarzach geht. Ich werde schon bald 14 Jahre alt. Alle sagen ich sehe meiner verstorbenen Mutter sehr ähnlich. Senja ist so groß wie Papa, manchmal sieht er noch größer aus er wird gewiß viel größer als Papa werden. Ich lerne in der Schule schon in der letzten Stufe und mache auch gute Fortschritte im Lernen auch kann ich schon gut Klavierspielen. Papa sitzt abends spät an seinen Arbeiten und schreibt, er liebt das zu tun, wenn wir schon schlafen gehen dann ist es ruhiger in unserer Wohnung. Wir sprechen oft von Euch was Ihr wohl macht. / Eure guten Kindern und die liebe Tante möchten wir so gerne mal besuchen, aber wann wird das wohl sein. Senja und Ich müssen doch noch viel lernen und da muß der Vater doch auch gut verdienen auch die Mutter geht bei uns und hilft am Verdienen und geht Abends ins Geschefft auf 2–3 Stunden. Im Sommer sind wir immer auf dem Lande bei guten Bauern und ich helfen den Wirten oft auf's Vieh aufzupassen die Kuh, das Schwein, das Kalb und Hühner zu versorgen. Ja, wenn ich doch das einmal bei Euch tun könnte! Aber Papa sagt wir können hin. / So geht es uns ganz gut. Mutter sorgt für's kräftige Essen. Vater ist etwas nevös und schon nicht mehr so kräftig wie er war. / Lieber Onkel! Eine große Bitte habe ich an Euch. Unser Senja wächst so schnell aus den Kleidern heraus das man das alles garnicht so rasch anschaffen kann. Bitte wenn Ihr nur könnt so schickt doch 3 Trikot Hemde in Mannesgröße und 3 Unterhosen die dort so sehr gut sind. Für uns im Paket muß der Zoll schon bezahlt sein. Für mich, lieber Onkel, eine wollenes Kleid, es kann auch gestrickt sein. Die Farbe soll hellbraun oder stahlblau sein. Mein Maß ist von der Schulter bis zum Saum 1

meter lang. Das Geld dafür nimmt doch bitte aus unserer Sparkasse von (de) unserem lieben unvergeslichen Großvater und werden Euch dafür herzlich Dankbar sein. Das Paket müßt ihr dort fertig bezahlen und es genau auf unsere Adresse auf den Namen unseren Vaters Michail Simionowitsch Dmitrewsky schicken. Natürlich nur dann wenn es Euch nicht zu viel Schwierigkeiten macht. / Noch zu lezt wünschen wir Euch allen ein glückliches neues Jahr und Mama und Papa wünschen Euch auch das aller besten. / Eure euch liebende Sascha.“

Simeon schließt sich an: „Lieber Onkel Albert. / Nun möchte auch ich euch etwas von mir schreiben. Die Neujahrsferien haben wir gut verbracht. Sogar einen Tannenbaum hatten wir zu Hause. Es gab auch viel Süßigkeiten. Nur fehlten uns die Springerle, die unsere gute Großmutter in Schwarzach so gut zu backen verstand. Nach Neujahr bekamen wir starken Frost, der immer noch anhält, denn gestern war es 20° Celsius unter Null. Die grimmige Kälte hält mich aber nicht davon ab, ausser der Schüle auch besonderen englischen Unterricht zu haben. Ich bin nämlich Hörer der Kurse für Fremdsprachen, die ich das zweite Jahr besuche. Fast Student! Auch im Wuchse entwickle ich mich in der letzten Zeit und bin bereits 1,7 m hoch. Zum besseren Wachsen hat mir unsere letzte Sommerfrische verholffen. Im Sommer lebten wir nämlich in einem Dorfe 200 km von Leningrad entfernt, wo ich viel Kameraden hatte. Auch in der Schule habe ich viele Freunde und das Lernen geht glatt. Wenn ich fortfahre gut zu lernen, möchte ich bei meinem Vater darauf verharren, mir eine Flinte zu kaufen, damit ich im Dorfe während der Sommerferien auf die Jagd gehen könnte. Ich weiss aber nicht ob mein lieber Vater übrig Geld dazu haben wird. Meine nächsten Zukunftspläne beschränken sich aber nicht nur auf die Anschaffung der Flinte, sondern gehen viel weiter. Ich möchte nämlich in die Handelsmarine gehen. Hoffentlich werde ich dann ferne Lander besuchen und auf meinen Reisen auch euch alle sehen. Ich bin sehr gespannt zu wissen, wie es meinen lieben Basen und Vettern geht. Das Grab unserer lieben Mama besuchen und pflegen wir wie früher. / Es grüsst und küsst euch alle auch im Auftrage meiner Eltern euch liebender Senja.“⁴²

Simeon Dmitrewski bekam diesen Brief bei seinem Deutschland-Besuch zu lesen. Er hält ihn für gefälscht. Dass seine Schwester um drei Unterhosen für ihn gebeten habe, findet er unglaublich. Auffallend sei die falsche Schreibweise des Vaters-



Abb. 4 Onkel Albert Graf in Schwarzach, den 1937 ein Brief von Sascha (Alexandra) und Senja (Simeon) Dmitrewski erreichte, der möglicherweise eine Fälschung des sowjetischen Geheimdiensts ist. (Photo aus Familienbesitz)

namens von Michail Dmitrewski. Und dass er als Seemann die Verwandten habe treffen wollen – daran kann er sich nicht erinnern. Er glaubt, dies klinge eher wie eine verschlüsselte Verabredung. War der Brief also eine Provokation? Es könnte durchaus sein: Nicht nur die Bitte um Kleidung, auch der Hinweis auf ein Erbteil auf der Sparkasse, der Wunsch nach einer Flinte oder die Mitteilungen über ihre materielle Situation hätten, je nach der Antwort der Verwandten, als Anklage auf illegale Verbindungen ins Ausland, illegales Vermögen im Ausland, verschlüsselte Nachrichten über Waffen und Treffen genutzt werden können. Auf der anderen Seite sind die Handschriften durchaus als diejenigen von Sascha und Senja zu erkennen – das bestätigt Simeon Dmitrewski ausdrücklich –, wären also täuschend ähnlich nachgemacht. Auch die Sprache von Deutschschülern dürfte recht gut getroffen sein. Und die Einzelheiten über die Lebensverhältnisse oder über die Springerle der Großmutter würde eine höchst gründliche Recherche voraussetzen. Sollte sich der Geheimdienst eine derartige Mühe gemacht haben, um in einem an sich unwichtigen Einzelfall ein „Beweisstück“ zu besitzen? Ausgeschlossen ist es nicht, denn bei einer „günstigen“ Antwort hätte sich leicht ein neues Spionagenetz rekonstruieren lassen, um den Terror zu legitimieren. Aber selbstverständlich ist es auch nicht. Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob Onkel Albert damals geantwortet oder gar die Kleidungs-wünsche erfüllt hat. Simeon erinnert sich daran, dass bei der Wohnungsdurchsuchung anlässlich der Festnahme des Vaters sieben Briefe mitgenommen worden seien. Vielleicht war etwas aus Deutschland dabei. Aber offenbar konnten sie nicht als „Beweisstücke“ dienen, wie aus den Verfahrensunterlagen eindeutig hervorgeht.

Nach der Verhaftung des Vaters war eine Zeit der Ungewissheit, der Hoffnung und der Angst um dessen Schicksal gefolgt. Bald brachte ein Milizionär Simeons Stiefmutter – der Vater hatte noch einmal geheiratet – eine Verfügung des Volkskommis-sariates für innere Angelegenheiten, dass sie sich bis zu einem bestimmten Tag im Dezember in Bakaly, 57 Kilometer von Tuimasy in Baschkirien, zu melden habe. Wie sie dorthin kam, war ihre Sache. Frau Dmitrewskaja war ohne Gerichtsverfahren verbannt worden.⁴³ Alles musste schnell gehen. Was nur möglich war, wurde verkauft. Dann fuhr die Stiefmutter ab. In Baschkirien musste sie sich alle zehn Tage bei der Miliz melden. Sie bekam eine Wohnung in einem Bauernhaus und auch Arbeit zugewiesen. Später, im Weltkrieg, als Simeons Schwester aus Leningrad evakuiert wurde, fuhr diese zur Stiefmutter, und sie blieben bis 1944 zusammen. Dann kehrte die Schwester nach Leningrad zurück, erhielt in Wyborg eine Wohnung und holte die Stiefmutter zu sich.

1937 wußte zunächst niemand, was aus den Kindern werden sollte. Die Eltern waren weg, die Behörden kümmerten sich nicht um sie. Die Wohnung wurde beschlagnahmt – so, als ob es die Kinder gar nicht gebe. Gute Bekannte nahmen sie auf: eine mutige Tat in den damaligen Zeiten! Initiativ geworden waren deren Kinder, Mitschüler und Freunde Simeons. Sie hatten das Problem mit ihren Eltern besprochen, und diese sagten zu, Simeon und Sascha aufzunehmen. Simeon blieb noch in der Schule – inzwischen in einer russischen ganz in der Nähe der alten Wohnung, die deutsche Schule war aufgelöst worden. Aber daneben musste er nun arbeiten, um leben und seiner neuen Familie etwas zahlen zu können. Briefträger, Straßenfeger, Kofferträger, Bäckergehilfe, Bauarbeiter und vieles andere waren die Beschäftigun-

gen der nächsten Jahre. Auch Mathematik-Nachhilfe gab er für Schüler. Dennoch reichte das Geld hinten und vorne nicht. „Ich hatte Stiefel, das waren noch Stiefel für das Pilzesuchen, hohe russische Stiefel, die waren abgetragen, also die Sohlen, die hielten nicht mehr. Da kaufte ich mir Galoschen, so Gummischuhe, habe sie übergezogen und ging dann also im Sommer und im Winter in diesen Stiefeln mit Gummischuhen. Ich hatte keine anderen.“

Immerhin wurde Simeon 1939 zum Studium zugelassen und erhielt sogar ein Stipendium, das allerdings die Nebenarbeit nicht überflüssig machte. Sein Studienfach wählen durfte er nicht. Mathematik war ebenso aussichtslos wie Eisenbahntransportwesen, um das er sich bewarb. Überall wurde er als „Feind des Volkes“ abgewiesen, denn dass sein Vater verhaftet war – mehr wusste er ja noch nicht –, stand in allen Dokumenten. Endlich wurde er der Forstwissenschaft zugeteilt, an die er früher nie gedacht hatte. Aber hier brauchte man noch Studenten. Offenbar wurde dieses Studium als politisch bedeutungslos eingestuft: „Die Leute kamen ja sowieso nach Sibirien in den Wald zum Holzfällen.“ Ob auch die frühere Tätigkeit des Vaters für den Holz-Konzern bei den Überlegungen der Behörde eine Rolle gespielt hatte? Abschließen konnte Simeon das Studium zunächst nicht: Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion kam dazwischen. Am 25. August 1941 ging es an die Front, und im August 1946 wurde er wieder aus der Armee entlassen – als Soldat, der mehr als drei Wunden hatte, als Offizier ohne eigentliche Ausbildung und als Student ohne Abschluss. Er kam an die Forstakademie zurück. Um Praxiserfahrung zu gewinnen, arbeitete er in Sibirien, projektierte dort eine Eisenbahn für den Holztransport – dafür erhielt er 2000 Rubel, viel Geld in dieser Zeit – und schrieb 1949 seine Diplomarbeit über die mechanisierte Verarbeitung des Holzes in einem Forstbetrieb in den bergigen Gebieten Ostsibiriens.

Zu dieser Zeit war er schon verheiratet. Seine Frau Nadja hatte er als Mädchen in der achten Klasse kennen gelernt, als er 1937 auf eine russische Schule überwechseln musste. Während des Krieges lebte sie in Leningrad und musste unter entsetzlichen Bedingungen die 900 Tage Blockade durch die deutschen Truppen erdulden. Hunderttausende verhungerten oder erfroren damals. Als Simeon Dmitrewski aus der Armee entlassen worden war, heirateten die beiden 1946. Nach dem Examen wurde Simeon nach Krasnojarsk am Jenissei, im Zentrum Sibiriens, an das Forsttechnische Institut, das Forstingenieure ausbildete, abkommandiert. Als das Ehepaar dort ankam, begann Nadja zu weinen: Sie sah sich als eine Dekabristen-Frau, als die Frau eines Verbannten.⁴⁴ Sie arbeitete dann als Russisch-Lehrerin, fühlte sich aber nie so wohl wie in Leningrad. Anfangs waren die Lebensverhältnisse auch schlimm: Sie mussten in einer Waschküche wohnen, in die gefrorene Bretter auf den Betonboden gelegt, ein gusseiserner Ofen sowie zwei Betten mit Matratzen aufgestellt wurden – das war die ganze Einrichtung. Wenn sie heizten, war der Raum voller Dampf, erlosch das Feuer, überzog sich der Boden schnell wieder mit Eis.

Anders Simeon. Ihm gefielen die Natur in Sibirien und auch die Menschen: „Sie sind einfach, sie sind nicht so schlau wie die Großstädter.“ Nach zehn Jahren erhielt er einen Lehrstuhl am Institut, wurde dann jedoch vom Volkswirtschaftsrat versetzt und zum Direktor des sibirischen Forstwissenschaftlichen Institutes ernannt. Dort arbeitete er fünf Jahre, bis er Ende 1966 durch das Ministerium für Forstindustrie an

das zentrale Forschungsinstitut der Forstindustrie in Chimki – einer Vorstadt Moskaus – berufen wurde. Er hatte sich um die Versetzung bemüht, weil seine Frau und seine Tochter Natascha an der Schilddrüse erkrankt waren und die Ärzte dies auf das fehlende Jod im Wasser des Jenisseis zurückführten. Drei Jahre lang leitete er eine neu eingerichtete Abteilung, die sich mit der Verbesserung der Arbeitsorganisation beschäftigte. Anschließend wurde er Direktor des Verlages der Forstindustrie, und von 1974 bis 1991 hatte er einen Lehrstuhl am Institut für die Weiterbildung der leitenden Kader der Forstindustrie inne. „Und dann wurde ich 70, und dann habe ich gesagt, jetzt wär's doch genug.“

Nach schwierigen Anfängen als Sohn eines „Volksfeindes“ konnte er also doch noch „Karriere“ machen, vor allem in Sibirien fühlte er sich zufrieden und empfand Genugtuung. Der Durchbruch kam nach seiner Meinung unter Chruschtschow mit dem ersten Anlauf einer „Entstalinisierung“ und mit dessen Reformversuchen. Die gesamte Leitung in Industrie und Landwirtschaft wurde umgestellt, regionale Volkswirtschaftsräte – wie jener in Sibirien – sollten die Querverbindungen in der Wirtschaft sicherstellen und die bisherige hierarchische Überzentralisierung ersetzen. Um der Partei mehr Kompetenz zu verleihen, setzte Chruschtschow besondere Abteilungen für Industrie und Landwirtschaft durch. Der neue Typus des Funktionärs sollte Betriebsleiterqualitäten und politische Führungskraft in einem besitzen. Auch Alexei N. Kossygin (1904–1980), Ministerpräsident von 1964 bis 1980, war bestrebt, mit seinen Reformen des Planwesens und der Finanzierung die Organisation der Wirtschaft zu verbessern. Nach ersten Erfolgen scheiterten beide – vor allem am Widerstand der Bürokratie, die die Gesetze nur halbherzig ausführte oder gar blockierte. Dieses Strukturproblem konnte auch Gorbatschow nicht lösen und war eine der Hauptursachen für den Zusammenbruch der Sowjetunion.⁴⁵

Einen wesentlichen Grund dafür, dass diese Blockade nicht durchbrochen werden konnte, sieht Simeon Dmitrewski in der Prägung mehrerer Generationen durch den Stalinismus, durch ein System, das absoluten Gehorsam verlangte und keine Eigeninitiative zuließ. Jetzt gebe es Initiativen von unten, aber sie würden viel zu wenig „von oben“ unterstützt – das sei der Hauptfehler der neuen Regierung. Vieles sei beim Alten geblieben. Und er bringt ein Beispiel: In der Ukraine wird Holz benötigt für die Absicherung der Stollen in den Kohlegruben. In Russland ist Holz geschlagen worden, um es dorthin zu liefern. Aber die Regierungen schaffen es nicht, eine zwischenstaatliche Vereinbarung abzuschließen, und die Betriebe dürfen, allen öffentlichen Äußerungen zum Trotz, immer noch nicht völlig selbständig handeln. So bleibt das Holz liegen und verfault. Oder in Sibirien: der Raubbau am Wald, nicht zuletzt durch devisenbringende Verträge mit Japan, zerstört die Natur, vernichtet den Lebensraum für viele Tiere und zugleich für die dort lebenden Völker. „Es ist ein Verbrechen.“ Trotzdem ist Simeon Dmitrewski Optimist: Es werde wieder Ordnung geschaffen und eine demokratische Marktwirtschaft kommen. Allerdings müssten die Menschen auch sehen, dass es besser werde. Man habe zwar ein reichhaltigeres Angebot als in früheren Zeiten, könne es aber nicht bezahlen. Die Inflation mache alle Fortschritte bei Löhnen und Renten wieder zunichte. Immer mehr Menschen lebten in Armut.

Auch die Familie Dmitrewski bleibt von den wirtschaftlichen Problemen nicht

verschont. Sie haben zwei Töchter, Natascha und Lena, 1947 und 1955 geboren. Sie wuchsen in Sibirien auf, in Moskau waren sie dann Pioniere. Natascha wurde Lektorin und arbeitete im Forschungsinstitut in Chimki. Monatelang erhielt sie jedoch keinen Lohn: Wie soll man unter solchen Umständen existieren? Lena studierte in Rostock Umweltschutz und konnte im Moskauer Ministerium für Umweltschutz eine Anstellung finden. Das Ehepaar selbst lebt von der Rente – und dies wird immer schwieriger.

Sobald es möglich wurde, hat Simeon begonnen, seine eigene Geschichte zu erforschen. Er las nicht nur viel über die bisherigen „weißen Flecken“ in der Vergangenheit des Landes,⁴⁶ sondern begann, den Spuren im Leben seines Vaters nachzugehen. Nadja besuchte mit ihrer Tochter Natascha den Friedhof von Lewaschowo, einem Vorort Leningrads. Dort soll der Vater begraben sein. Zu finden ist nichts. Die Nachkommen der Ermordeten sammeln jetzt Geld, um eine kleine Kapelle errichten zu lassen.



Abb. 5 Simeon Dmitrewski und seine Frau Nadja auf der Spurensuche im Freiburger Universitätsarchiv bei ihrem Deutschlandbesuch 1991 (Photo aus Familienbesitz)

Bis zu dieser Zeit hatte Simeon immer noch das Bewusstsein, für den Kommunismus zu arbeiten. Er empfand dies allerdings sehr konkret: Was er leistete, sollte den Menschen jetzt und in der Zukunft zugute kommen. Und das blieb von seiner Tätigkeit. Die Idee des Kommunismus brach hingegen für ihn zusammen, nachdem ihm bewusst wurde, was alles unter dieser Losung geschehen war. Den ersten Anstoß zum selbständigen Denken gab ihm Gorbatschows Rede vom 10. Dezember 1984, in der dieser zum erstenmal öffentlich – noch zu Amtszeiten seines Vorgängers Konstantin U. Tschernenkos (1911–1985) – seine Ideen von Perestroika, Glasnost und Selbstverwaltung vorstellte.⁴⁷ Intensiv beschäftigte sich Simeon dann mit den Verbrechen im Stalinismus, denn obwohl auch schon zu Lenins Zeiten viel geschah, was er zunächst nicht glauben konnte, als es veröffentlicht wurde,⁴⁸ sieht er den entscheidenden Bruch doch in der Stalin-Zeit. Seit Gorbatschows Perestroika konnte man endlich auch öffentlich freier sprechen. Aber: „Uns – mich persönlich – hat das Leben gelehrt: erst denken, dann sprechen.“ Immer noch erschrecken alle in der Familie, wenn es überraschend an der Tür klingelt. Immer noch vermuten sie, dass sie überwacht werden, wenn ein Brief nicht ankommt oder es bei Telefongesprächen in der Leitung knackt. Und immer noch können sie auch Beispiele anführen, wie gut die Miliz über Einzelheiten ihres Lebens Bescheid weiß.⁴⁹

1988 gelang es den Verwandten in Baden endlich, eine Verbindung zu den Dmitrewskis herzustellen. 1991 fuhr Simeon auf deren Einladung zum ersten Mal wieder in seine Geburtsstadt Freiburg. Im Stadtarchiv und im Universitätsarchiv forschte er nach Hinweisen über seine Eltern, fand die Meldekarte, die den Freiburger Aufenthalt dokumentierte, fand die Unterlagen über das Studium seines Vaters und seine Tätigkeit als Universitätslektor für Russisch – ein bewegendes Erlebnis. 1994 kam dann das Ehepaar noch einmal zu Besuch. Inzwischen hatte das Komitee für Staatssicherheit die Unterlagen über das Verfahren gegen Michail Dmitrewski zur Verfügung gestellt. Simeon Dmitrewski konnte nun die Geschichte seines Lebens rekonstruieren und über sie berichten. Der Kreis hatte sich geschlossen.

Anmerkungen

¹ Diese Arbeit ist nur möglich geworden durch ein ausführliches Gespräch, das ich am 11. Oktober 1994 mit Simeon Michailowitsch Dmitrewski – dem Sohn des hier erwähnten Studenten – und seiner Gattin Nadja in Kirchhofen unter Vermittlung des Ehepaares Weisbrod führen konnte. Dafür bin ich außerordentlich dankbar. Herrn und Frau Weisbrod danke ich weiterhin dafür, dass sie mir Unterlagen ihrer eigenen Nachforschungen zur Geschichte der Familie Dmitrewski sowie Bildmaterial zugänglich gemacht haben, Herrn Dr. Adolf Weisbrod (Freiburg) für Unterstützung bei der Drucklegung. Wichtige Hilfestellung haben dabei geleistet das Stadtarchiv Freiburg i. Br., das Universitätsarchiv Freiburg i. Br. sowie das Universitätsarchiv Heidelberg. Den dortigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gilt deshalb ebenfalls mein Dank. Wenn nicht anders zitiert wird, stammen die Angaben aus dem erwähnten Gespräch. Für die Hilfe bei der Übertragung der Gesprächsaufzeichnung in eine schriftliche Fassung danke ich Marianne Grossmann, für die Unterstützung bei einigen Recherchen Nina Klingler. – Die Schreibweise russischer Namen und Begriffe folgt aus Gründen der Lesbarkeit der vereinfachten Umschrift nach den Regeln des Duden.

² Lermontowskaja Enzyklopedija. Moskau 1981, S. 140. Dmitrewskis Gedichte wurden teilweise 1842 in der Zeitschrift „Syn ottschestwa“ („Sohn des Vaterlandes“) veröffentlicht. Zur russischen Behördenstruktur im Kaukasus ERIK AMBURGER: Geschichte der Behördenorganisation Russlands von Peter dem Grossen bis 1917. Leiden 1966, hier S. 418.

- ³ In manchen Quellen wird als Geburtsdatum 27. April 1887 angegeben, so auf der Freiburger Meldekarte oder im Lebenslauf, der in der Dissertation abgedruckt wurde. Möglicherweise handelte es sich um einen Umrechnungsfehler: Im 20. Jahrhundert, zwischen 1900 bis zur Kalenderumstellung am 1./14. Februar 1918, waren dem russischen Datum 13 Tage hinzuzurechnen, um vom Julianischen zum Gregorianischen Kalender zu gelangen, für das 19. Jahrhundert jedoch nur zwölf.
- ⁴ Angaben nach Michail Dmitrewskis Lebenslauf vom 24. November 1919 zu Händen des Akademischen Senats der Freiburger Universität, nach dem Curriculum vitae in seiner Dissertation sowie nach dem Gespräch von 1994. Zur damaligen Studentenbewegung in Russland vgl. SILKE SPIELER: *Autonomie oder Reglementierung. Die russische Universität am Vorabend des Ersten Weltkrieges*. Köln, Wien 1981; SAMUEL D. KASSOW: *Students, Professors, and the State in Tsarist Russia*. Berkeley 1989.
- ⁵ Auskunft des Universitätsarchivs Heidelberg.
- ⁶ Meldekarten im Stadtarchiv Freiburg i. Br.; Auszug aus dem Standesamtsregister Schwarzach. Die Familie zog noch mehrfach um. HANS BRANDECK: *Der Schwarzwald und angrenzende Gebiete. Reise- und Wanderbuch*. Leipzig 1925, S. 311, erwähnt in Badenweiler ein „Hotel Bellevue (israelitisch), 20 B.“ [Betten].
- ⁷ MICHAEL V. DMITREWSKI: *Die christliche freiwillige Armut vom Ursprung der Kirche bis zum 12. Jahrhundert*. Berlin, Leipzig 1913. Dort im Curriculum vitae die folgenden Angaben zu den Referenten. Das Doktordiplom wurde Simeon Dmitrewski vom Universitätsarchiv Freiburg zugänglich gemacht.
- ⁸ Vgl. *Geschichte der Stadt Freiburg i. Br.* Hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK. Bd. 3: *Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992 (2. Aufl. 2001), S. 257, 263, 265, 269.
- ⁹ Vgl. ebd., S. 246, 250; DITTMAR DAHLMANN: *Bildung, Wissenschaft und Revolution. Die russische Intelligencija im Deutschen Reich um die Jahrhundertwende*. In: *Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich*. Hg. von GANGOLF HÜBINGER und WOLFGANG J. MOMMSEN. Frankfurt a. M. 1993, S. 141–157, hier bes. S. 146, 148–155 (DAHLMANN erwähnt Dmitrewski nicht). Auskünfte zu Lebensdaten und Fachrichtung von Richard Schmidt verdanke ich dem Universitätsarchiv und dem Stadtarchiv Freiburg.
- ¹⁰ EMMANUEL LEROY LADURIE: *Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324*. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980; vgl. DERS.: *Die Bauern des Languedoc*. Stuttgart 1983; MALCOLM LAMBERT: *Geschichte der Katharer. Aufstieg und Fall der großen Ketzerbewegung*. Darmstadt 2001.
- ¹¹ Vgl. MANFRED HILDERMEIER: *Alter Glaube und neue Welt: Zur Sozialgeschichte des Raskol im 18. und 19. Jahrhundert*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 38 (1990), S. 372–398, 504–525; DERS.: *Alter Glaube und Mobilität. Bemerkungen zur Verbreitung und sozialen Struktur des Raskol im frühindustriellen Rußland (1760–1860)*. In: ebd. 39 (1991), S. 321–338.
- ¹² Lebenslauf vom 24. November 1919.
- ¹³ Die Meldekarte verzeichnet für den 13. November 1918 ihren Abgang in die Psychiatrische Klinik.
- ¹⁴ Auszug aus dem Standesamtsregister Schwarzach. Bei der Religionsangabe dürfte es sich um ein Missverständnis gehandelt haben: Als griechisch-katholisch werden in der Regel die Angehörigen der mit Rom verbundenen Unierten Kirche mit katholischem Glaubensinhalt und griechischem Ritus bezeichnet. Eine Unierte Kirche gab es im Zarenreich in der Ukraine, allerdings illegal, da sie 1839 offiziell aufgehoben worden war; in der Folge kam es immer wieder zu Zwangskonversionen. Eine neue Unierte Kirche – die Russisch-Katholische – konnte nach einem vergeblichen Anlauf 1911 erst nach der Februarrevolution von 1917 gegründet werden (ANDREAS KAPPELER: *Kleine Geschichte der Ukraine*. München 1994, S. 110; RALPH TUCHTENHAGEN: *Religion als minderer Status. Die Reform der Gesetzgebung gegenüber religiösen Minderheiten in der verfaßten Gesellschaft des Russischen Reiches 1905–1917*. Frankfurt a. M. 1995, S. 173–182). Es ist unwahrscheinlich, dass sich ein altes Adelsgeschlecht mit Nähe zum Zaren einer von diesem abgelehnten Konfession angeschlossen hatte. Oder war Michail Dmitrewski hier einen Kompromiss eingegangen?
- ¹⁵ Meldekarte im Stadtarchiv Freiburg i. Br.; Auszug aus dem Taufregister des Erzbischöflichen Pfarramtes St. Urban 1921, S. 226, Nr. 61.
- ¹⁶ Universitätsarchiv Freiburg i. Br., II 4 (Philosophische Fakultät, Akten des russischen Lektorats).
- ¹⁷ Vgl. HEIKO HAUMANN: *Beginn der Planwirtschaft. Elektrifizierung, Wirtschaftsplanung und gesellschaftliche Entwicklung Sowjetrußlands 1917–1921*. Düsseldorf 1974, S. 135–137; HORST GÜNTHER LINKE: *Deutsch-sowjetische Beziehungen bis Rapallo*. Köln 1970.

- ¹⁸ Universitätsarchiv Freiburg i. Br., II 4, V 2/53 (Rektorats-Akten). Merkwürdigerweise geht Antonin Měšťan bei seinem Bericht über Slawen in Freiburg auf diese Vorgänge nicht ein und erwähnt lediglich die Einrichtung des Slavischen Seminars 1962 (Friburgum slavicum. In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 102 [1983], S. 39–46). Im Slavischen Seminar selbst befinden sich keine Unterlagen zum Lektorat Dmitrewskis (freundliche Auskunft von Frau Prof. Dr. Elisabeth Cheauré). Keine Erwähnung findet es auch in: WILHELM ZEIL: Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945. Köln usw. 1994.
- ¹⁹ HEIKO HAUMANN: Geschichte Rußlands. München, Zürich 1996, S. 525, 542; BETTINA DODENHOEFT: „Laßt mich nach Rußland heim.“ Russische Emigranten in Deutschland von 1918 bis 1945. Frankfurt a. M. usw. 1993; HANS-ERICH VOLKMANN: Die Russische Emigration in Deutschland 1919–1929. Würzburg 1966. Die beiden zitierten russischen Werke: Smena vech. Sbornik statej. Prag 1921; Vechi. Wegzeichen. Zur Krise der russischen Intelligenz. Hg. von KARL SCHLÖGEL. Frankfurt a. M. 1990.
- ²⁰ Vgl. RENATE LIESSEM-BREINLINGER: Himmelsbach, Georg; Himmelsbach, Hermann. In: Badische Biographien. NF Bd. IV. Hg. von BERND OTTNAD. Stuttgart 1996, S. 134–136, 136–138; RAINER und RENATE LIESSEM: Die Mologa AG 1923–1927. Eine Holzkonzession in Rußland unter Beteiligung der Firma Himmelsbach, Freiburg. In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 93 (1975), S. 83–91; In jeder Stunde Demokratie. Dokumente zu Joseph Wirth. Hg. anlässlich des 110. Geburtstages am 6. September 1989 von der Stadt Freiburg i. Br. 2. Aufl. Freiburg 1989 (vielfältigte Broschüre); LINKE: Deutsch-sowjetische Beziehungen; HARTMUT POGGE v. STRANDMANN: Großindustrie und Rapallopolitik. Deutsch-sowjetische Handelsbeziehungen in der Weimarer Republik. In: Historische Zeitschrift 222 (1976), S. 265–341. Zur Unterstützung Viktor Himmelsbachs (1888–?) für die deutschnationale „Organisation Escherich“ 1920/21 und zum Konkurs der Firma 1927 siehe auch: Geschichte der Stadt Freiburg, S. 282, 289. 1924 wurde die Firma Ziel-scheibe von Angriffen rechtsstehender Kreise, weil sie sich an Holzlieferungen für Frankreich im Rahmen der Reparationen beteiligte. Daraufhin kam es zu einem Boykott deutscher Behörden, der den Niedergang des Holzunternehmens einleitete.
- ²¹ Meldekarte im Stadtarchiv Freiburg i. Br.
- ²² St. Petersburg wurde nach Kriegsbeginn 1914 in Petrograd, nach Lenins Tod 1924 in Leningrad umbenannt. Nach der Auflösung der Sowjetunion erhielt die Stadt 1991 ihren ursprünglichen Namen zurück.
- ²³ RALPH TUCHTENHAGEN: Bildung als Auftrag und Aufgabe. Deutsche Schulen in St. Petersburg 1704–1934. In: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte 3 (1994), S. 63–87. Danach wurde die Schule von 1928 bis 1934 als Leningrader Schule Nr. 4 geführt und 1934 in Nr. 41 umgewandelt (S. 79). Nach 1950 war in der Kirche ein Schwimmbad eingerichtet, seit 1992 ist sie den Lutheranern als Gotteshaus zurückgegeben (S. 63).
- ²⁴ HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 549–559.
- ²⁵ STEPHAN MERL: Die Anfänge der Kollektivierung in der Sowjetunion. Der Übergang zur staatlichen Reglementierung der Produktions- und Marktbeziehungen im sowjetischen Dorf (1928–1930). Wiesbaden 1985; DERS.: Bauern unter Stalin. Die Formierung des sowjetischen Kolchossystems 1930–1941. Berlin 1990.
- ²⁶ STEPHAN MERL: War die Hungersnot von 1932–1933 eine Folge der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft oder wurde sie bewußt im Rahmen der Nationalitätenpolitik herbeigeführt? In: Ukraine: Gegenwart und Geschichte eines neuen Staates. Hg. von GUIDO HAUSMANN und ANDREAS KAPPELER. Baden-Baden 1993, S. 145–166.
- ²⁷ LEO N. KRITZMAN: Die heroische Periode der großen russischen Revolution. Frankfurt a. M. 1971 (Nachdruck der Ausgabe Wien, Berlin 1929).
- ²⁸ Vgl. Sowjetjugend 1917–1941. Generation zwischen Revolution und Bürgerkrieg. Hg. von CORINNA KUHR-KOROLEV u. a. Essen 2001.
- ²⁹ Nach dem Roman von Dmitri Furmanow. Regisseure waren Georgi und Sergei Wassiljew. Der tempo- und aktionsreiche Film errang eine ungeheure Popularität. Im Mittelpunkt steht zwar der legendäre Bürgerkriegskämpfer, doch daneben werden zahlreiche Personen plastisch gezeichnet. Vgl. DIETER KRUSCHE unter Mitarbeit von JÜRGEN LABENSKI und JOSEF NAGEL: Reclams Filmführer. 11. Aufl. Stuttgart 2000, S. 692.

- ³⁰ Vgl. ERWIN OBERLÄNDER: Sowjetpatriotismus und Geschichte. Eine Dokumentation. Köln 1967. Zu den inhaltlichen Veränderungen des Patriotismus sei nur auf die Filme „Alexander Newski“ (1938) oder „Iwan der Schreckliche“ (1944–1946) von Sergei Eisenstein (1898–1948) hingewiesen. Hier stehen die großen „Führer“ im Vordergrund, um die Tradition deutlich zu machen, in der sich Stalin sah (dass es sich dennoch um bedeutende Filme handelt und Eisenstein durchaus nicht immer in das ideologisch gewünschte Bild passte, steht auf einem anderen Blatt; namentlich der 2. Teil des „Iwan“, der auch dessen Grausamkeit und Terror zeigt, verfiel der Verdammung seitens der Partei und konnte erst seit 1958 öffentlich gezeigt werden). Vgl. KRUSCHE/LABENSKI/NAGEL: Filmlexikon, S. 33–34, 332–333.
- ³¹ Simeon Dmitrewski berichtete in dem Gespräch, in der Kirche sei ein Schwimmbad eingerichtet worden. Möglicherweise verwechselte er sie hier mit der Petri-Kirche.
- ³² HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 549–575; MANFRED HILDERMEIER: Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München 1998, S. 368–377.
- ³³ Vgl. als Beispiel JOHN SCOTT in: Die Sowjetunion. Von der Oktoberrevolution bis zu Stalins Tod. Band 2: Wirtschaft und Gesellschaft. Hg. von HELMUT ALTRICHTER und HEIKO HAUMANN. München 1987, S. 350.
- ³⁴ Die kritische Stimmung gegenüber Stalin war damals in der Partei ziemlich ausgeprägt, da man intern durchaus wusste, welche Katastrophe der Umbruch von 1929 bedeutet hatte. Es gab auch oppositionelle Strömungen, die bis in den Kreis der bisherigen Stalin-Anhänger hineinreichten. Allerdings konnten sie sich nicht – soweit wir dies derzeit wissen – zu festen Organisationen verdichten. Vgl. HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 565–566; HILDERMEIER: Geschichte der Sowjetunion, S. 444–447.
- ³⁵ Vgl. – auch zum folgenden – HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 559–575; HILDERMEIER: Geschichte der Sowjetunion, S. 447–463; ROBERT CONQUEST: The Great Terror. A Reassessment. New York, Oxford 1990; Stalinist Terror. New Perspectives. Hg. von J. ARCH GETTY und ROBERTA T. MANNING. Cambridge u. a. 1993; J. ARCH GETTY, OLEG V. NAUMOV: The Road to Terror. Stalin and the Self-Destruction of the Bolsheviks, 1932–1939. New Haven, London 1999. Zum Forschungsstand über den Stalinismus: Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte. Hg. von STEFAN PLAGGENBORG. Berlin 1998; Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung. Hg. von MANFRED HILDERMEIER. München 1998; Stalinismus. New Directions. Hg. von SHEILA FITZPATRICK. New York, London 1999. Ein Beispiel zur Terrorwelle in Leningrad: LESLEY A. RIMMEL: A Microcosm of Terror, or Class Warfare in Leningrad: The March 1935 Exile of „Alien Elements“. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 48 (2000), S. 528–551. Zur Bedeutung der Denunziationen vgl. verschiedene Aufsätze in: Accusatory Practices. Denunciation in Modern European History, 1789–1989. Hg. von SHEILA FITZPATRICK und ROBERT GELLATELY. Chicago, London 1997.
- ³⁶ Torgsin = magasin dlja torgowli s inostranzami (Geschäft für den Handel mit Ausländern).
- ³⁷ Rokossowski war selbst von 1937 bis 1941 in Haft gewesen. 1944 wurde er zum Marschall ernannt. Von 1949 bis 1956 war er Oberbefehlshaber der polnischen Armee und polnischer Verteidigungsminister; nach dem „polnischen Oktober“ von 1956 musste er diese Ämter aufgeben (vgl. JÖRG K. HOENSCH: Sozialistische Osteuropa-Politik 1945–1975. Kronberg 1977, S. 83, 114, 128–130). Zum Schicksal von Molotows Frau Polina Schemtschuschina, die 1941 ihren Status als Kandidatin des Zentralkomitees verlor, 1948 aus der Partei ausgeschlossen, 1949 verhaftet, dann zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt und nach Stalins Tod 1953 wieder in die Partei aufgenommen wurde, vgl. ARNO LUSTIGER: Rotbuch: Stalin und die Juden. Die tragische Geschichte des Jüdischen Antifaschistischen Komitees und der sowjetischen Juden. Berlin 1998, S. 163, 206, 218–220, 223–225, 227, 242, 269. Molotow war 1930–1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare sowie 1939–1949 und 1953–1956 Volkskommissar des Äußeren bzw. Außenminister, Kalinin 1919–1946 Staatsoberhaupt.
- ³⁸ Simeon M. Dmitrewski hatte seinen Verwandten in Baden eine eigene deutsche Übersetzung dieses Schreibens wie der im folgenden zitierten Dokumente mitgebracht. Dankenswerterweise hat er mir davon Kopien überlassen. Das russische Original lag mir nicht vor.
- ³⁹ Zu Binz und Specht liegen Meldekarten im Stadtarchiv Freiburg. In beiden Fällen gibt es noch weitere Personen gleichen Namens, die aber m. E. ausscheiden. Der Kaufmann Karl Binz wurde in Freiburg geboren, der als Lehramtspraktikant bzw. Prof. bezeichnete Dr. Hans Specht in Überlingen.
- ⁴⁰ Vgl. Entstalinierung. Der XX. Parteitag der KPdSU und seine Folgen. Hg. von REINHARD CRUSIUS

- und MANFRED WILKE. Frankfurt a. M. 1977; HILDERMEIER: Geschichte der Sowjetunion, S. 762–769.
- ⁴¹ Ob seitens des NKWD, des Volkskommissariates für innere Angelegenheiten, auf diese Weise angestrebt wurde, die Akademie der Wissenschaften zu belasten, indem man dort einen Spion enttarnete, lässt sich aufgrund der vorliegenden Quellen nicht sagen. Vgl. NIKOLAI KORENJUK: Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR als elitäre Korporation. In: Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler. Hg. von DIETRICH BEYRAU. Göttingen 2000, S. 65–83. Ebenso muss offen bleiben, inwieweit die damaligen sowjetischen Beziehungen zu Deutschland oder der Terror gegen die Militärführung 1937 – bei dem die Spionage für Deutschland, mit gefälschten Dokumenten belegt, einen wichtigen Anklagepunkt bildete – eine Rolle spielten. Möglicherweise rechnete man Dmitrewski einfach zu den Sympathisanten der „konterrevolutionären Nationalitäten“, die nach einem Beschluss des Politbüros vom Sommer 1937 zerschlagen werden sollten. Vgl. zu den Vorgängen in Leningrad MARKUS WEHNER: Hauptstadt des Geistes, Hauptstadt der Macht. Leningrad/St. Petersburg und Moskau: Die Konfrontation im zwanzigsten Jahrhundert. In: St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit. Hg. von STEFAN CREUZBERGER u. a. Stuttgart 2000, S. 220–232, hier S. 226–229. Der im zitierten Protokoll erwähnte Zakowski (L. M. Zakovskij; im Text die Schreibweise Dmitrewskis) war Chef der Leningrader NKWD-Verwaltung und gehörte der Troika an, die über die Erschießung von Verhafteten entschied; ein „Kontingent“ war vorgegeben. A. P. Polikarpow war für die Vollstreckung der Beschlüsse zuständig (S. 228). Der Befehl Jeschows Nr. 00485 vom 11. 8. 1937, auf den sich Major Schapiro bezog, ordnete die „Liquidierung“ der angeblichen polnischen Spionage in der UdSSR an. Die „erste Kategorie“ der Verhafteten war zu erschießen (abgedruckt in: Leningradskij Martirolog 1937–1938. Tom 2, oktjabr 1937 goda [Leningrader Martyrologium 1937–1938. Band 2, Oktober 1937]. Sankt-Peterburg 1996, S. 454–456). Dieser Befehl wurde offenbar in formaler Hinsicht und im Blick auf den Spionagevorwurf zugrunde gelegt, jedenfalls ist aus den Quellen nicht ersichtlich, dass Dmitrewski einer Verbindung zu Polen beschuldigt wurde.
- ⁴² Die Schreibweise im Brief wurde nicht verändert. Absätze sind durch Schrägstriche gekennzeichnet.
- ⁴³ Die „administrative Verbannung“ hat eine lange Tradition in Rußland: VOLKER RABE: Der Widerspruch von Rechtsstaatlichkeit und strafender Verwaltung in Rußland 1881–1917. Motive, Handhabung und Auswirkungen der administrativen Verbannung von Revolutionären. Karlsruhe 1985. Vgl. DERS.: Die Justiz. In: Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 3: 1856–1945: Von den autokratischen Reformen zum Sowjetstaat. Hg. von GOTTFRIED SCHRAMM. 2. Halbbd. Stuttgart 1992, S. 1527–1576, bes. S. 1542–1546, 1571–1572; PETER H. SOLOMON: Soviet Criminal Justice under Stalin. Cambridge usw. 1996.
- ⁴⁴ Dekabristen werden die Verschwörer genannt, die im Dezember (russ. dekabr) 1825 einen Aufstand unternahmen, um den Zaren zu stürzen und eine konstitutionelle Monarchie oder eine Republik einzuführen. Einige der Dekabristen wurden hingerichtet, die meisten jedoch nach Sibirien verbannt. Großes Aufsehen erregte es, dass ihnen in der Regel ihre Frauen folgten. Vgl. HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 317–325. – Zu den Verbindungen eines Vorfahren Simeon Dmitrewskis mit den Dekabristen siehe hier bei Anm. 2.
- ⁴⁵ Vgl. HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 601–608, 631–638; HILDERMEIER: Geschichte der Sowjetunion, S. 877–899, 1022–1052.
- ⁴⁶ Gorbatschow verlangte die Aufarbeitung der „weißen Flecken“ und förderte damit die offene Diskussion über die Geschichte. Vgl. HAUMANN: Geschichte Rußlands, S. 647.
- ⁴⁷ Vgl. MICHAIL S. GORBATSCHOW: „Zurück dürfen wir nicht!“ Programmatische Äußerungen zur Umgestaltung der sowjetischen Gesellschaft. Eine kommentierte Auswahl der wichtigsten Reden M. S. Gorbatschows aus den Jahren 1984–1987. Hg. von HORST TEMMEN. Bremen 1987, S. 16–26, 81–85, 159–164, 212.
- ⁴⁸ Dmitrewski bezieht sich hier auf DIMITRI WOLKOGONOW: Lenin. Utopie und Terror. Düsseldorf usw. 1994.
- ⁴⁹ Zum Phänomen der Angst, die die Menschen in Russland beherrschte, vgl. DANIIL GRANIN: Das Jahrhundert der Angst. Erinnerungen. Berlin 1999.